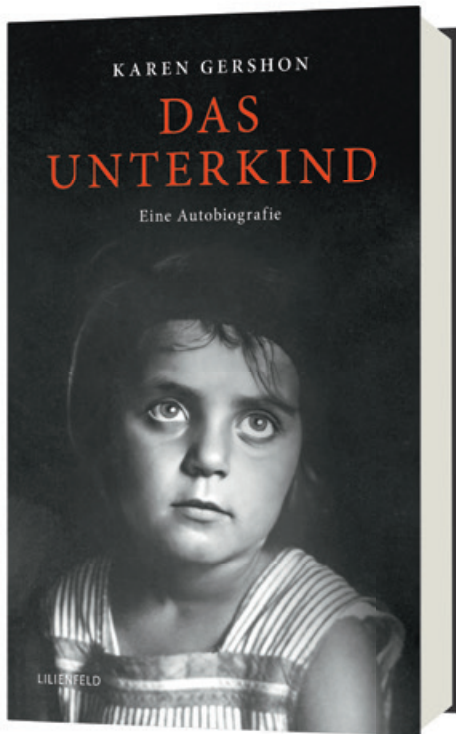




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



KAREN GERSHON

DAS UNTERKIND

Eine Autobiografie

Aus dem Englischen von Sigrid Daub
Mit einem Nachwort von Naomi Shmuel

© Lilienfeld Verlag

ISBN 978-3-940357-97-7

E I N S

Als Kleinkind war Käthe niemals allein. Lise war gut ein Jahr älter als sie, und Anne war ein Jahr älter als Lise. In Käthes ersten Erinnerungen sind die drei Schwestern immer gleich gekleidet, und sie selbst hetzt sich ab, physisch, aber auch im übertragenen Sinn, um ihre Schwestern einzuholen. Die Tatsache, dass es ihr nie gelang, hat sie wohl zu der Überzeugung gebracht, ein Unterkind zu sein, und das schon vor ihrem zehnten Lebensjahr, in dem die Nazis an die Macht kamen.

Nichts an Annes Konstitution deutete darauf hin, dass ihr ein früher Tod bestimmt war. Man sah ihr an, dass sie kerngesund geboren und herangewachsen war, sie war kräftig und sah aus wie eine Märchenprinzessin: Ihr Haar war so schwarz wie Ebenholz, ihre Haut so weiß wie Schnee, ihre Augen hatten das Blau von Kornblumen. Sie war egoistisch, ließ sich von niemandem etwas sagen, brauchte keine anderen Menschen, am allerwenigsten Käthe.

Lise, die sonst in jeder Hinsicht als Zweite hinter Anne zurücktrat, hatte von der Mutter große Musikalität und vom Vater die orientalisch braunen Augen geerbt. Das Privileg, Annes Adjutant zu sein, gab sie auf, um für Käthe sorgen zu können; das tat sie mit Hingabe und Opfer-

bereitschaft. Käthe ohne Lise war wie Land ohne Wasser. Die Umstände haben Käthe gezwungen, den größten Teil ihres Lebens ohne Lise und Anne auskommen zu müssen.

Über weite Strecken des Tages, ja eigentlich fast den ganzen Tag lang, wurden sie von Kindermädchen betreut, Bauernmädchen, die direkt von der Schule kamen und bereit waren, im Rahmen ihrer Ausbildung etwa ein Jahr lang für ein Taschengeld zu arbeiten. Schlagen durften sie die Kinder nicht, stattdessen jagten sie ihnen Angst ein. »Die Zigeuner werden dich holen«, behaupteten sie. Und sie drohten den drei kleinen Jüdinnen mit dem Höllenfeuer des Christentums. Während eines Gewitters, das ihnen gerade gelegen kam, sagte eine von ihnen zu Anne: »Du hast Gott zornig gemacht.« Dass Anne mit Gott auf vertrautem Fuß stand, beeindruckte Käthe sehr, aber es wunderte sie nicht. Anne konnte Käthe erpressen, indem sie zum Beispiel sagte: »Wenn du meine Spielsachen wegräumst, kommt Papa«, und ihre Prophezeiungen trafen immer ein.

In jenen Tagen war Käthe zufrieden, sie selbst zu sein. Anne wollte sie nicht sein, nachdem sie begriffen hatte, dass sie Anne ja dann nicht haben würde. In den von ihr so geliebten Märchen der Brüder Grimm waren es oft die dritten und letzten Kinder, für die sich am Ende alles zum Besten wendete, und so dachte sie sich Epiloge aus, in denen sie für Anne auf ihr Glück verzichtete. Und als es dann wirklich so weit war, wäre sie liebend gern an ihrer Stelle gestorben.

Um Anne zu gefallen, musste man sich ständig bemühen, während Lise eine war, die für selbstverständlich genommen werden konnte. Sie war auch der Liebling aller Kindermädchen, nicht nur weil sie weniger Ärger machte, sondern auch weil sie sich so aufmerksam um ihre kleine

Schwester kümmerte. Allerdings führte sie die Kindermädchen auch hinters Licht, indem sie zum Beispiel behauptete, sie sei schuld an dem nassen Fleck auf dem Teppich, damit nicht Käthe in der Ecke stehen musste. Sie konnte es einfach nicht ertragen, dass jemand Käthe unglücklich machte.

Die Wohnung war klein. Das Kindermädchen, das bei ihnen wohnte, musste sich das Zimmer mit der vollbusigen Köchin teilen, die Käthe immer zu sich ins Bett nahm, wenn das Kind Trost brauchte und die Mutter ausgegangen war, ins Theater, mit dem Vater vermutlich. Paul und Selma waren ein auffallendes Paar: er über einen Meter achtzig groß, sie sehr zart. Vor ihrer Heirat waren sie beide sehr umschwärmt gewesen. Obwohl er erst in den Zwanzigern war, hatte er schon graues Haar, eine Folge der vier Jahre, die er in den deutschen Schützengräben an der Westfront hatte verbringen müssen. Was diese Zeit aus ihm gemacht hatte, konnte man ihm ansonsten nicht anmerken. Seine dunklen Augen waren lustig, er hatte einen unbändigen Lebenshunger. Er war in der Nähe von Berlin geboren und hatte im Sommer kurz vor Ausbruch des Krieges sein Abschlussexamen als Architekt gemacht.

Selmas Urgroßvater war als Junge aus Galizien gekommen, hatte eine Familie gegründet, die sich weit verzweigte und deren Mitglieder es fast alle zu Reichtum brachten, ihr Geld dann aber in der Inflation verloren. Und während der Inflationszeit wurden die drei Schwestern geboren. Selmas Vater, der Großvater der Mädchen, beachtete noch viele der traditionellen jüdischen Bräuche, darunter den, am Freitagabend durchreisende Fremde aufzunehmen. So hatte er an einem Freitagabend im letzten Frühjahr des Krieges den gut aussehenden Gardisten mitgebracht, der in ihrer Stadt

eine Oberschenkelverletzung kurierte und wild entschlossen war, so viele schöne Mädchen wie möglich zu küssen, ehe er wieder in die reine Männerwelt des Blutvergießens zurückkehren musste.

Er war von Selma entzückt. Als Tochter des Vorsitzenden der örtlichen jüdischen Gemeinde war sie deren Prinzessin, mit allen körperlichen und geistigen Attributen, die diese Position erforderte. Paul war davon überzeugt, sie sei unerreichbar für ihn. Und sie, die seine Zurückhaltung für Gleichgültigkeit hielt, nahm sich vor, ihn der Reihe ihrer Eroberungen hinzuzufügen. Er verließ das Haus mit der Einladung, gleich am nächsten Tag wiederzukommen, um mit der Familie das Ende des Sabbats zu begehen und Selma dann Klavier spielen und singen zu hören.

Sie spielte so gut wie manch ein professioneller Musiker. Ihre Stimme war warm und dunkel. Paul bemühte sich, zu verbergen, dass er Tonhöhen nicht voneinander unterscheiden konnte, und zwang sich, nicht ständig auf ihre Brüste zu starren. Selma hatte ihre Eltern gebeten, sie allein zu lassen. Für sie war es ein Spiel, in dem jungen Mann den Wunsch zu wecken, sie zu küssen. Mehr wollte sie nicht: nur dieses Kompliment, diesen Tribut an ihren Stolz. Aber Paul weigerte sich nach allem, was er durchgemacht hatte, die Regeln ihres gesellschaftlichen Milieus zu beachten. Nach ihrer kleinen Ermunterung wurde er kühn und war nicht mehr zu bremsen. Nicht nur, dass er sie küsste, er presste sie in einer Weise an sich, dass sie spüren musste, er wollte mehr.

Niemand hatte sie je so umarmt. Obwohl sie Mitte zwanzig war, wusste sie noch nicht sehr viel über das Leben, nicht ihr Körper reagierte, sondern ihre Gefühle. »Gehen Sie, Sie müssen gehen«, flüsterte sie. Aber als sie ihn zur

Tür brachte, bat sie ihn, wiederzukommen, bald wiederzukommen. Während er unter dem Wohnzimmerfenster vorbeihumpelte, konnte er sie wieder Klavier spielen hören, jetzt mit einer großen Leidenschaft, von der er dachte, sie gehörte zum Musikstück dazu.

Ihre Eltern ermutigten den Soldaten, teils aus Patriotismus, aber hauptsächlich, weil sie immer alles taten, was in ihrer Macht stand, damit ihr einziges Kind bekam, was es sich wünschte. Wohl auch, weil sie bisher jeden infrage kommenden jungen Mann abgewiesen hatte. Sie konnten nicht wissen (und auch Paul und Selma selbst waren sich nicht darüber im Klaren), dass Selma nicht Paul liebte, sondern die Empfindungen, die er in ihr wachrief. Nicht mit Paul, sondern mit dem Mann, den ihre Fantasie aus ihm gemacht hatte, verlobte sie sich, bevor er an die Front zurückkehrte.

»Zeig uns doch seine Briefe!«, forderten ihre Freundinnen, aber sie weigerte sich, denn seine Briefe waren unromantisch. Und er schrieb nicht oft; ihr Stolz trieb sie dazu, Briefe und deren Inhalt zu erfinden. Sein Foto allerdings zeigte sie allen, die sie besuchen kamen; es ließ die Damen vor Neid erblassen und die jungen Männer, die ihr den Hof gemacht hatten, allen Mut verlieren.

Den ganzen August wartete sie auf einen Brief von ihm; in dem, der dann endlich kam, erwähnte Paul mit keinem Wort, dass er beim Einsturz eines Unterstandes verschüttet und erst nach fünf Tagen gerettet worden war.

Zwei Monate später, als der Krieg vorbei war, kam er zurück und ließ sich in Bielefeld nieder, weil er die Auflage ihrer Eltern akzeptiert hatte, Selma nicht von ihnen zu trennen. Viele seiner Kameraden aus den Schützengräben, die auch in dieser kleinen Industriestadt am Teutoburger Wald

im Lazarett gelegen hatten, kehrten dorthin zurück, um zu heiraten; sie blieben seine Freunde, selbst noch, nachdem sie NSDAP-Funktionäre geworden waren.

Als Selma und Paul Arm in Arm unter dem Hochzeitsbaldachin hervorgetreten waren und den Synagogengang entlanggingen, hörte sie die Leute flüstern: »Da kommt der Gardist mit seiner zauberhaften Puppe.« Schon als Kind wunderte sich Käthe darüber, dass ihre Mutter dies offensichtlich als Kompliment aufgefasst hatte. Möglicherweise hing sie an dieser Erinnerung, weil sie zu beweisen schien, dass sie wirklich einmal das hübscheste jüdische Mädchen der Stadt gewesen war, wie sie es so gerne glaubte.

Die Wohnung in der Rolandstraße, in der ihre drei Töchter auf dem Küchentisch geboren wurden – Hausentbindungen waren damals sicherer als Klinikgeburten –, war das zweite Zuhause. Zu Beginn ihrer Ehe hatten sie erst in zwei möblierten Zimmern in einem vornehmeren Stadtteil gewohnt, wo die Straßen breit und von Bäumen gesäumt waren und von wo aus man in nur wenigen Minuten den Wald erreichen konnte. Sie sollten sich Zeit nehmen können für die Suche nach einem Haus, das Selmas Vater ihnen dann kaufen wollte. Aber ehe sie sich entschließen konnten, begannen die Preise zu steigen, die Inflation setzte ein. Selmas Vater und ihr Ehemann – beiden fehlte der den Juden zugeschriebene Sinn fürs Geld – zögerten mit dem Kauf, bis es zu spät war.

Selma hatte während ihrer Verlobungszeit wegen Paul gelogen und Schokolade und Blumen gekauft, um etwas in der Hand zu haben, wenn ihre Freundinnen sie fragten: »Was für Geschenke hat er dir denn mitgebracht?« Er war nicht kleinlich, eben nur arm, und er wusste, dass ihre El-

tern sie mit weitaus mehr als nur dem Nötigen versorgen würden. Schlimmer war es, als sie ihre Freundinnen einlud, um ihren Ehemann vorzuführen: Er bemühte sich auf seine Weise, sich bei den Damen beliebt zu machen, sie interpretierte es als Flirten.

Er mietete ein Büro in der Nähe des Stadtzentrums, das er bescheiden nannte. Sie aber fand, dass es schäbig aussah; wenn sie ihn dort besuchte, konnte sie keinen Stolz empfinden. Wenn ihr Vater ihn fragte, wie die Geschäfte liefen, erhielt er statt einer Antwort einen Kommentar zur Lage der deutschen Wirtschaft, und ihr kam es so vor, als wollte er sich auf diese Art nur herausreden. Er war den ganzen Tag unterwegs. Weil er sie abends nicht auch noch allein lassen wollte, brachte er seine Kriegskameraden mit, die sie laut und vulgär fand, und durch ihre Gesellschaft wurde auch Paul laut und vulgär. Und hinterher rochen ihre Räume nach Bier und Rauch. Aber das Schlimmste war, mit ihm Sex haben zu müssen, wenn sie Streit miteinander hatten.

Die Wirtin hatte nicht erlaubt, dass sie ihr Klavier mitbrachte. Sehr bald schon war sie froh darüber, einen guten Grund zu haben, oft in ihr Elternhaus flüchten zu können. Ihre Eltern waren inzwischen nach Brackwede gezogen, ein Dorf in der Nähe von Bielefeld, das damals noch nicht eingemeindet war. »Ich bin zu Hause!«, rief sie, wenn sie die Haustür aufgeschlossen hatte. Ihre Mutter rügte sie sanft dafür. Ihre Mutter war noch kleiner als sie, hatte das gleiche runde, weiche Gesicht, gepflegte Augenbrauen über sanften blauen Augen und einen sensiblen Mund, der, je älter sie wurde, desto mehr ihren Hang zur Melancholie verriet.

Da sie noch näher an der Generation von Einwanderern aus Polen war, die es zu etwas gebracht hatten, konnte die Mutter Jiddisch, während ihre Tochter Französisch gelernt

hatte, sie kochte polnisch und hielt nichts von Cordon bleu. Sie trug noch mit der gleichen Selbstverständlichkeit einen Scheitl, die Perücke, die orthodoxe verheiratete Jüdinnen tragen, und auch ihr Mann legte täglich die Tefillin, die Gebetsriemen, an. Aus ihrer Sicht würde Selma Paul möglicherweise nicht genügen – Gott behüte! –, vielleicht würde er sich sogar von ihr scheiden lassen; wenn er es aber nicht tat oder jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, wo er es tat, gehörte Selma ihm mit Leib und Seele, wie Sarah Abraham gehört hatte. Dass er sich nicht für Musik oder Literatur interessierte – was spielte das schon für eine Rolle angesichts der Tatsache, dass er nicht an Gott glaubte? Und hatten sie sich seinerzeit nicht dazu entschlossen, dass auch das nichts ausmachte, weil er ein guter Mann war und weil er der Mann war, den Selma liebte?

»Ich habe nicht gewusst, dass es so sein würde!«, jammerte Selma, und ihre Mutter gebot ihr zu schweigen: Man dürfe das eigene Schicksal nicht infrage stellen. Und außerdem sollte sie an das Baby denken.

Ihren Töchtern gegenüber nannte sie diese Zeit: »Als ich mit Anne schwanger war.« Und weil das, wie sich später herausstellte, gelogen war, umgab diesen Satz immer eine Aura des Irrealen. Käthe war das egal, zumindest war sie noch zu klein, um sich allzu sehr für irgendetwas zu interessieren, das ihrer Mutter passiert war, bevor sie geboren wurde.

Fast zehn Jahre wohnten sie in der Rolandstraße. Ihre Wohnung war das Erdgeschoss eines Sechsfamilienhauses, in einer Gegend, wo die Kinder auf der Straße spielten, die meisten Leute aber mehr als nur einen Hausangestellten hatten. Die Fenster waren, damit niemand hineinsehen konnte, mit

schweren Gardinen verhängen, und die Zimmer wirkten klein, weil sie mit großen, massiven Möbeln vollgestopft waren, die ursprünglich im Hinblick auf ein weiträumigeres Haus angeschafft worden waren.

In unmittelbarer Nähe lag der schönste der vielen Parks der Stadt; er war allerdings nicht gerade auf Kinder zugeschnitten, auf deren Bedürfnisse man damals weniger Rücksicht nahm. Kaum dass das Wetter es zuließ, gingen die drei Schwestern mit ihrem Kindermädchen dorthin, auf dem Hin- und dem Rückweg wurden zwei an der Hand gehalten, eine am Laufgurt. Lise war meistens diejenige, die am Zügel ging, denn Anne hielt das für unter ihrer Würde, und Käthe, die Anne immer alles nachmachte, stritt so lange herum, bis Lise sich freiwillig bereit erklärte, am Laufgurt zu gehen, nur um ihr Schwierigkeiten zu ersparen.

Es gab dort – und es gibt ihn immer noch – einen See, der kleinen Kindern gar nicht klein vorkam, wo auf einer Insel eine hölzerne Hütte stand, die den Enten Schutz bot, für die Schwäne aber zu klein war.

Wenn das Gras trocken war, ließen sie sich die Rasenabhänge hinunterrollen; sie spielten Verstecken und Fangen zwischen blühenden Büschen.

Damals hieß der Park Bürgerpark, später wurde er in Adolf-Hitler-Park umbenannt, und jüdische Bürger durften ihn nicht mehr betreten.

In dem Sommer, in dem Käthe ihren dritten Geburtstag feierte, und im Jahr danach machte die Familie vierzehn Tage lang Ferien in Scharbeutz, in der Nähe von Travemünde an der Ostsee. In ihrer Pension gab es kein Kinderbett; Käthe fiel aus dem Bett auf einen Schaffellvorleger, und das weiche Fell fühlte sich so schön an, dass sie bis zum Morgen

dort liegen blieb. In der nächsten Nacht ließ sie sich absichtlich aus dem Bett fallen, allen Vorkehrungen der Erwachsenen zum Trotz, die als Ersatz für die fehlende Kinderbettseite ein Kissen unter die Matratze geklemmt und einen Stuhl gegen das Bett gestellt hatten. Selma, die sich so gut in sie hineinversetzen konnte, dass sie fast immer die Wahrheit aus ihr herausbekam, versprach, wenn sie in Zukunft nicht mehr aus dem Bett fallen würde, werde sie ihr für zu Hause auch einen Schaffellvorleger kaufen.

Aber sie tat es nicht. Stattdessen bekam Käthe ein braunweißes Ziegenfell mit kratzigen Haaren. Keine von Käthes Schwestern besaß einen Bettvorleger, und so hielt sie das Fell als etwas, das nur ihr gehörte, hoch in Ehren; aber es erinnerte sie auch ständig an die Tatsache, dass man sich nicht einmal auf die eigene Mutter verlassen konnte.

Diese zweimal vierzehn Tage Ferien waren für die Kinder eine besonders schöne Zeit, denn hier wurden sie den ganzen Tag von ihrer Mutter betreut. Sie war viel geduldiger und ließ ihnen mehr Freiheiten als die Mädchen. Möglicherweise wäre sie glücklicher gewesen, wenn sie sich immer um sie hätte kümmern können – aber das schickte sich einfach nicht.

Die Ehejahre hatten sie matronenhaft werden lassen. Vom Hals bis zu den Knien in die Strandbekleidung jener Tage gehüllt, mit einem Tuch um den Kopf, lag sie in ihren Mußestunden unter einem Sonnenschirm in einem Liegestuhl und las klassische Romane. Vom Spielen hatte sie keine Ahnung.

Paul, der auch schon anfang, so auszusehen, als wäre er nie jung gewesen, war für seine Töchter nach wie vor fast ein Fremder. Wenn er sich mit ihnen beschäftigte, nahm

er Rücksicht auf ihr jeweiliges Alter, aber nicht auf die Unterschiede zwischen ihren Persönlichkeiten.

Er schaute anderen, jüngeren Frauen nach – noch schaute er ihnen nur nach –, und Selma sammelte daraufhin ihre Töchter wie einen Schild um sich.

Paul fotografierte für sein Leben gern; unentwegt knipste er die drei Mädchen. Eine Aufnahme von ihren drei Hinterteilen – er hatte seine Töchter dabei fotografiert, wie sie in einer Reihe im Sand saßen, um zu pinkeln – trug er jahrelang in der Brieftasche bei sich, um sie unter Männern herumzuzeigen. »Möchten Sie ein Foto von meinen Töchtern sehen?«, pflegte er zu sagen, während er das Foto hervorholte; das war so seine Vorstellung von Humor.

Es war ein breiter, kilometerlanger goldener Sandstrand, und das Wasser war bis weit hinaus sehr flach. Nachdem sie sich tagelang mit den in ihren Augen lächerlich kleinen Schwestern hatte abgeben müssen, rebellierte Anne. Eines Abends hatte man ihr gesagt, es sei Zeit, in die Pension zurückzugehen, denn Käthe sei müde. Als sie fertig angezogen war, lief sie hinaus ins Meer, der untergehenden Sonne entgegen, immer dem goldenen Strahl nach, der auf dem ruhigen Wasserspiegel funkelte. Selma kehrte ihr gerade den Rücken zu, weil sie damit beschäftigt war, Käthe anzuziehen. Paul drehte ihr gerade den Rücken zu, weil er anderen Frauen nachschaute. Als sie sich umsahen, war Anne fast bis zu den Schultern im Wasser verschwunden. Käthe hatte sie entdeckt.

Ein Fremder sprang in voller Kleidung ins Wasser und holte sie zurück.

Die Mädchen wurden von ihren Eltern selten bestraft, und wenn, dann meistens wegen Kleinigkeiten, damit sie nötigenfalls begriffen, dass sie etwas Unrechtes getan hat-

ten. In diesem Fall wurde noch nicht einmal mit Anne geschimpft. Sie bereute sowieso nie etwas, was sie getan hatte – oder sie wusste ihre Reue gut zu verbergen.

Käthe war nicht nur kleiner als Lise, sondern auch weniger begabt als sie: Lise konnte singen. Wenn ihre Mutter ihnen bekannte deutsche Lieder vorsang, ermutigte sie sie mitzusingen, obwohl Lise kaum den Text kannte. Käthe kannte ihn, weil aber ihre Stimme nicht so schön war und sie meistens falsch sang, musste sie den Mund halten.

Wenn Anne sie zurechtwies, war sie der älteren Schwester dankbar, dass sie überhaupt Notiz von ihr nahm. Sie konnte es aber nicht ertragen, nicht mit Lise mithalten zu können. Nachdem man sie so zum Zuhören verdonnert hatte, wuchs in ihr das Bedürfnis, auch einmal diejenige zu sein, der die anderen zuhören mussten. Und so dachte sie sich eine zusätzliche Strophe zu einem ihrer Lieblingslieder aus, die außer ihr niemand singen konnte, weil nur sie den Text kannte. Sie muss damals zwischen vier und fünf Jahre alt gewesen sein. Dass man ihr gratulierte, war ihr nicht so wichtig, sie wollte vor allem, dass man ihre Worte ernst nahm, deshalb behauptete sie, sie habe die Strophe irgendwo einmal gehört. Sie glaubten ihr; ihre Mutter suchte die Verse in ihrer Ausgabe von Heines Gedichten.

Es war ein Trost für Käthe: Das Wissen, dass mehr in ihr steckte, als die Leute annahmen, sollte ihr in späteren Jahren ein ganz wesentlicher Schutz sein.

Weil Käthe erst am Ende der großen Schulferien Geburtstag hatte, ließ man sie noch ein Jahr länger warten, ehe sie mit ihren Schwestern in die Schule gehen durfte. Schon lange vorher fing sie an, Anne nachzuahmen, wenn sie Schular-

beiten machte. Anne war Perfektionistin: Wenn sie einen Fehler gemacht hatte, riss sie die Seite aus dem Heft. Wenn zu viele Seiten in dem Heft fehlten – die entsprechenden Blätter hinten im Heft mussten auch entfernt werden, damit es nicht entdeckt wurde –, nahm sie ein neues Heft und warf das alte in den Papierkorb. Käthe rettete es. Alles, was Anne weggeworfen hatte, war für sie ein Schatz.

Sie musste die leeren Seiten unbedingt für sich haben. Der Drang, Geschichten zu erfinden, war so stark, dass sie sie schon zu Papier brachte, ehe sie überhaupt schreiben konnte, indem sie malte. Die Hauptfigur ihres ersten Buches war ein Schmetterling, der von einem Jungen mit einem Netz gefangen, gequält, getötet und unter einem Kreuz begraben wurde. Selbstverständlich konnte sie auch einen Davidstern zeichnen, und sie wusste auch, dass er in der Umgebung ihrer Kindheit ein Fremdkörper war.

Als die Mädchen Teenager waren, sagte ihre Mutter immer, dass sie mit Anne ihre Probleme besprechen könne, dass Lise ihr Trost und Käthe zum Knuddeln da sei – eine Rolle, die Käthe gar nicht gefiel, weil sie sich in ihr so klein vorkam. In einer ihrer frühesten Erinnerungen stiehlt sie sich mit den Stiefeln in der Hand aus dem Bett ihrer schlafenden Mutter und schleicht hinüber zu ihren Schwestern, die alt genug sind, um keinen Mittagsschlaf mehr halten zu müssen.

Lise war diejenige, die es einfach nicht ertragen konnte, von ihrer Mutter getrennt zu werden. Nur zu oft, wenn Selma gerade mit Paul fortgehen wollte, ins Theater oder zu Freunden, und ihren Töchtern Gute Nacht und Auf Wiedersehen sagte, bekam Lise Nasenbluten, das erst aufhörte, wenn Selma ihr Abendkleid und ihren Schmuck abgelegt

hatte und im Morgenmantel und in Hausschuhen wieder erschien. Als Selma einmal wegen einer Schwellung in der Achselhöhle, die sich als Symptom einer Blutvergiftung herausstellte, im Krankenhaus liegen musste und ihre Töchter nach einem Besuch bei ihr wieder aufbrechen sollten, fing Lises Nase so stark an zu bluten, dass sie bleiben durfte; es wurde ihr direkt neben Selmas Bett ein Kinderbett aufgestellt.

Lise wählte für sich selbst die Rolle des Aschenputtels; das war, als sie noch klein war, ganz anders gewesen. »Frag du lieber«, sagten Anne und Käthe zu ihr, wenn sie alle drei gemeinsam etwas erreichen wollten. Wenn sie, die immer so brav war, eine Bitte äußerte, hatte sie bessere Chancen, dass ihr stattgegeben wurde. Ihr abendlicher Singsang, wenn sie alle im Bett lagen und ihre Mutter ihnen Gute Nacht sagte, wurde zum Ritual: »Mach das Licht im Korridor an, lass die Wohnzimmertür offen, stell das Radio an!«

Käthes Drang, ihre Schwestern einzuholen, prägte ihrem ganzen Leben eine Ungeduld auf, mit der sie sich immer neue Aufgaben vornahm, nicht so sehr aus Interesse an den Aufgaben, sondern um sich zu beweisen, dass sie sie bewältigen konnte.

Sie bettelte morgens darum, auch das Haus verlassen zu dürfen, wenn ihre Schwestern zur Schule gingen. Das war noch nicht das bewusste Bedürfnis, sich von der Mutter zu trennen, es war vielmehr die Vorstellung, so vielleicht an einem Leben teilhaben zu können, das nicht durch Lise für sie vorbereitet worden war. Und so wurde sie im Alter von fünf Jahren in einen Kindergarten geschickt, in den progressivsten der Stadt; ihre kleinen Beine brauchten fünf- undzwanzig Minuten für den Weg dorthin.

Weder Anne noch Lise waren in einen Kindergarten gegangen. Endlich einmal konnte Käthe für sich in Anspruch nehmen, bei etwas die Erste zu sein. Aber sie stand noch so sehr im Zentrum ihres eigenen Universums, dass die Erkenntnis, nur eins von dreißig oder mehr Kindern und weder für die anderen Kinder noch für die Kindergärtnerinnen etwas Besonderes zu sein, sie wie ein Schock traf. So hatte sie sich das nicht vorgestellt. Sie fing an, den Kindergarten zu hassen, und wollte lieber zu Hause bleiben.

Ihre Mutter redete ihr gut zu. Käthe hätte zwar nie zugegeben, dass ihre Mutter in allem, was sie betraf, recht hatte und recht behielt, aber tatsächlich gewöhnte sie sich dann an den Kindergarten, es machte ihr dort allmählich sogar Spaß. Sie gehörte langsam richtig dazu. Sie sicherte sich einen Ersatz für Lise, eine beste Freundin. Zu einer der Kindergärtnerinnen, einer mopsgesichtigen, schlaksigen jungen Frau, entwickelte sie eine kindliche Zuneigung und war – ob nun zu Recht oder zu Unrecht – der Überzeugung, ihr Liebling zu sein.

Käthe wurde natürlich immer als Erste ins Bett gesteckt. Sie sollte eigentlich, wenn Lise zu Bett ging, schon schlafen; und sie sollten beide schlafen, wenn Anne kam. Obwohl Käthe nun zum Kindergarten ging, war sie abends aber keineswegs müder, sondern noch länger wach, weil sie nun über so vieles nachdenken musste.

Eines Abends, als Anne entdeckte, dass Käthe noch wach war, erkundigte sie sich, wie es denn im Kindergarten so sei. Käthe überlegte: Damit Anne weiter zuhörte, sollte sie die Ereignisse vielleicht etwas interessanter machen, als sie in Wirklichkeit waren. An dem Morgen hatte es eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen Bärbel, der Kindergärtnerin, die sie so sehr liebte, und einer ihrer Kolleginnen

namens Hilde gegeben. Käthe dramatisierte den Streit und machte einen riesigen Krach daraus, der darin gipfelte, dass Bärbel Hilde fürchterlich zusammenstauchte. Plötzlich aber tat es Käthe, die sich ganz mit Bärbel identifizierte, leid, dass sie sie in eine Rolle manövriert hatte, die der von Anne sehr ähnlich war. »Nein, nein«, unterbrach sie sich, »ich muss noch mal von vorne anfangen, andersrum ist es besser.«

Während sie sich etwas überlegte, fragte Anne: »Heißt das, du hast dir das alles nur ausgedacht?« Im Ton ihrer Stimme lag ein solches Erstaunen, so viel Anerkennung, dass Käthe von diesem Augenblick an ihr ganzes Leben lang vom Geschichtenerzählen nicht mehr loskam.